

Abend-



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.



27.

Donnerstag, am 4. Juli 1850.

Sächsische  
Landesbibliothek  
Dresden

### Ein Tag in Homburg.

Ich grüße Dich, Du schönes Homburg, mit Deinen Heilquellen, Deinen reizenden Umgebungen, und Euch würdige Gebrüder Blanc, Vorsteher \*) jener menschenfreundlichen Anstalt, wo vermittelt einer kleinen Drehscheibe und winziger Elfenbeinkügeln auf einem mit grünem Tuche beschlagenen Tische Glück und Segen verbreitet wird über das ganze Land Homburg. — Das Städtchen Homburg macht einen angenehmen Eindruck, die Hauptstraße, in welche man einfährt, ist sauber und schön; breite bequeme Trottoirs; zu beiden Seiten große stattliche Gebäude, man glaubt sich mit einem Male in eine große Residenz versetzt. Dazu das landgräfliche Schloß mit seinen terrassenförmig ab-

\*) Sie nennen sich selbst Bevollmächtigte der (so genannten anonymen Gesellschaft, welche jene Anstalt begründet haben soll. Man will jedoch die Bemerkung gemacht haben, daß ihre Vollmacht sehr ausgedehnt ist; bis jetzt, so sagt man, habe die Gesellschaft gegen das, was sie unternommen, noch nicht ein einziges Mal Protest eingelegt. Sie haben wohl nur einen Associé und der ist zugleich ihr Protector.

steigenden Gärten, Drangenbäumen, Springbrunnen und schattigen Baumgängen. Das Schloß ist zu Ende des 16. Jahrhunderts vom Landgrafen Friedrich II. erbaut, hat zwei Höfe und in einem derselben befindet sich ein Thurm von 180 Fuß Höhe. Man dichtet diesem Thurm ein sehr hohes Alter an und behauptet, er sei römischen Ursprungs, was nicht ganz unwahrscheinlich ist, wenigstens befinden sich in der nächsten Umgebung Homburgs manche Ueberreste aus der Römerzeit. In architectonischer Hinsicht ist es von keiner Bedeutung; das Innere dagegen ist prächtig und geschmackvoll, eine kleine Gemäldesammlung, meistens Porträts, mehrere alte Waffen, auch einige römische Alterthümer, die in der Nachbarschaft aufgefunden sein sollen. Vom Schlosse eilt der Reisende nach dem Kurjaal, der nebst den dazu gehörigen Gärten und Parkanlagen Eigenthum der „anonymen Gesellschaft,“ d. h. der Herren Blanc ist. Der Weg führt durch die Parkanlagen des Schloßes und des Kurjaales, welche beide an einander grenzen und sich so unmerklich in einander verlieren, daß man nicht weiß, wo der Fürst aufhört und die Herren Blanc anfangen. Der Kurjaal selbst, im griechischen Styl erbaut,

ist das schönste Gebäude der Residenz Homburg und prachtvoll und grandios ist auch das Innere! Ich glaube nicht, daß es etwas Aehnliches gibt in Deutschland. Es ist hier Alles vereint, Eleganz und Comfort, Luxus und Geschmack, und welche Räume! Ein großer prächtiger Ballsaal, ein kleinerer Salon, mehrere Lese- und Conversations-Cabinette, ein Speisesaal, Kaffee- und Rauchzimmer, und daneben jene Hallen, wo der Fortuna geopfert wird und wohin die Pilger wallfahrten aus allen Landen, gläubig und voll Hoffnung. Fortuna ist die Göttin, die noch immer die eifrigsten und treuesten Besucher hat. — Die Fronte des Kurssaales nach der Mainstraße zu hat eine Länge von fünfzig Ellen, in dem davor liegenden Garten finden sich die herrlichsten Gewächse, nach dem Eingange führt eine Allee blühender Orangenbäume, aus dem Ballsaal und den Kaffeezimmern gelangt man auf die Terrasse mit entzückender Aussicht. Mit einem Blick übersteht man von hier aus die Promenade und das Thal, wo die Heilquellen sprudeln; überall schauen aus dem dunkeln Grün die Baumgruppen, unzählige Prachtgebäude hervor, alle so rein und schmuck und einladend, und den Hintergrund des lieblichen Gemäldes bildet eine Kette waldbefränkter Hügel. Ich stand entzückt vor dem herrlichen Bilde. Es war gerade die Zeit, wo die Musik zu spielen anfing, um die schöne Welt herbeizurufen. Es wurde lebhafter, von allen Seiten zogen die Gäste heran, und lockende Melodien tönten durch die Lüfte. Wahrlich, eine buntgemischte Gesellschaft fand sich hier zusammen, aus allen Ständen, von allen Nationen; man hörte beinahe alle Sprachen der Welt, von den süßklingenden Dialecten Italiens an bis zu den rauhen Idiomen des Nordens. Und diese Damentoiletten! welch ein Luxus, welch ein Glanz! Ja, es gibt viel Reichthum in der Welt, oft aber ist es auch eitles Blendwerk: nicht alle jene geschmückten Damen, die wir vor uns schauen, sind wirklich das, was sie scheinen. Manche von ihnen, die heute noch in kostbaren Seidenstoffen vorüberauscht, mag sich vielleicht schon im nächsten Winter sehr glücklich preisen, wenn sie nur ein Obdach und ein

Stückchen Brot hat; und Manche, die jetzt hier im Ueberfluß schwelgt, beschließt ihre Tage in einem Spital.

Die reichen und vornehmen Leute, welche hierher kommen, finden, wie sich von selbst versteht, keinen Gefallen, sich mit einem Male eine andere Lebensweise anzugewöhnen, es ist ihnen sehr angenehm, daß hier Alles beim Alten bleibt; und gerade das ist's, was sie hierher lockt, eine gute Tafel, vortreffliche Weine, hohes Spiel, charmante Intriguen, Gelegenheit zu interessanten Abenteuern und aufregenden Scenen. Für Geld ist hier Alles zu haben, Alles ist käuflich, auch die Liebe; die Herzen werden feil geboten wie Zahnstocher. Allerdings geht man bei solchen Abenteuern einen leisen und vorsichtigen Tritt, und man muß einigermaßen eingeweiht sein, um die lebendigen Waaren, welche sich selbst darbieten, zu erkennen. In unserer Zeit, wo Alles in's Große getrieben wird, gibt es auch eine Prostitution, die auf Reisen geht, einherstolzirt in Sammet und Seide, sich mit einer glänzenden Wolke von vornehmer Exklusivität umgibt und zu blenden weiß mit vornehm klingenden Namen und aristokratischem Gepräge. Seht auf jene beiden eleganten Damen in dunklem Seidengewand, auf welche alle Blicke, alle Lorgnetten gerichtet sind! Welche Bewegung hat ihr Erscheinen hervor gebracht, und wie leicht, wie grazios sie dahinschweben. Nachdem sie einige Male auf dem weichen Rasen hin- und hergewandert sind, wahrscheinlich um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, gehen sie zu einem schattigen Plätzchen, wo mehrere Sessel stehen, und lassen sich nieder. Sie bleiben nicht allein, nach wenigen Minuten hat sich ein dichter Kreis eleganter Herren um sie gebildet. Man sieht, wie ein Jeder sich bemüht, ihnen artig zu sein. Ah, beide Damen sind bei vortrefflicher Laune, sie scherzen und lachen und agaciren die Herren auf jede mögliche Weise. Die lebhafteste Unterhaltung dauert etwa ein halbes Stündchen, dann erheben sie sich und lenken ihre Schritte dem Kurssaal zu, die Mehrzahl der Herren folgt ihnen auf dem Fuße. Sie kommen in unsere Nähe, nehmt die Lorgnette und betrachtet sie

genauer. — Es sind zwei Schönheiten, wie man sie selten neben einander sieht, und man weiß nicht, welcher von Beiden man den Preis zugestehen soll. Sie haben die Absicht, in den Spielsaal zu gehen, um dort ihr Glück zu versuchen. Sie sprechen das reinsten Französisch, man muß sie für Französinen halten. Sollte man nicht glauben, daß sie zur Crème der Gesellschaft gehören? Tragen sie doch einen vornehmen Namen, und haben die allernobelpsten Manieren. Die Größere, jene junonische Gestalt, stolz und majestätisch einher-schreitend, mit den dunkelblauen Augen und dem schwärmerischen Blick, nennt sich Gräfin de Senneterre; und die Kleine, reizend und an-muthig, dahinschwebend wie eine Sylphide, trägt den Namen eines Fräuleins von St. Pierre. Seit etwa drei Wochen sind sie hier, man erzählt, sie seien von Paris hierher gekommen. Im Anfang freilich war das Verhältniß der Damen anders: die Frau Gräfin lebte hier auf einem sehr vornehmen Fuße, als grande dame, sie hatte eigne Equipage, zwei männliche Do-mestiken, eine Kammerzofe, und bewohnte eins der elegantesten Hotels. Doch der Schimmer war von kurzer Dauer, sie hatte gewagt, sich in einen Kampf einzulassen mit der anonymen Gesellschaft; acht Tage hatte sie muthig gestrit-ten; aber wer vermag auf die Länge der Zau-berkraft des Alles verschlingenden Zero zu widerstehen? Auch sie erlitt eine vollkommene Niederlage, und ihr letzter Napoleon rollte in den Orkus des grünen Tisches. Jetzt nahm Alles eine andere Gestalt an: Die beiden Die-ner wurden entlassen, die Gesellschafterin, die man bis dahin nur in dem hübschen kleidsamen Costüm eines Kammermädchens gesehen hatte, erschien mit einem Male als vornehmeres Fräu-lein in der elegantesten Toilette, und wurde als Fräulein von St. Pierre präsentirt. Diese Beiden lebten von da in Harmonie und Ver-traulichkeit, man sah sie unzertrennlich Arm in Arm. Die Herrenwelt ward aufmerksam auf das reizende Paar, man sprach nur von den beiden bildschönen Pariserinnen, vornehme alte und junge Sünder umflatterten sie und buhlten um ihre Gunst. Anfangs ward die Wahl

schwer, sie schwankten längere Zeit; aber sie wußten mit anezogenem Takt die beiden Rech-ten, das heißt die Reichsten, ausfindig zu machen. Die Gräfin erkor sich zu ihrem Ritter einen jungen, steinreichen Lord, und die cidé-vant Kammerzofe entschied sich für einen alten russischen Grafen.

Es ist zwar außerdem noch eine Menge an-derer sehr respectabler junger und alter Herren, welche die Hoffnung noch nicht aufgegeben hat, den Einen oder Andern der beiden Glücklichen aus dem Felde zu schlagen, doch es wird ihnen nicht gelingen, denn Jenen können sie's nicht gleichthun. Man kann begreifen, daß die Frau Gräfin und ihre Freundin sich jetzt sehr wohl befinden, daß sie sogar im Stande sind, mit der anonymen Gesellschaft von Zeit zu Zeit einen kleinen Kampf zu bestehen. Uebrigens ist dergleichen hier etwas so Gewöhnliches, daß es gar nicht auffällt. — „Gehen wir, unser Ziel sei der Speisesaal, dort treffen wir andere in-teressante Figuren.“ Es wurde Roulette gespielt, es war grand jeu, Alles drängte sich zur grü-nen Tafel und die Croupiers verdienten heute ihr Brot im Schweiß ihres Angesichts. Der größte Theil der Spielenden pointirte sehr nie-drig, Einige dagegen wagten enorme Summen. Es war ein interessantes Schauspiel. Allerlei bekannte Spielerphysiognomien kamen hier zum Vorschein. Die stieren, scheuen Blicke, die Stir-nen gefurcht von Kummer und Verzweiflung, Gesichter, auf denen die Geschichte eines ganzen unglücklichen Lebens zu lesen war! Und alle diese verschiedenartigen Menschen, die man hier beisammen sah, hatten ein und dasselbe Ziel vor Augen, reich zu werden in wenigen Stun-den, ohne Arbeit, ohne Mühe, durch ein kurzes Wagniß. Vor Andern zeichnete sich ein junger Engländer durch sein hohes Spiel aus. Zuerst setzte er jedes Mal eine kleine Geldrolle von funfzig Napoleon, als das Gold verschwunden war, zog er eine Brieftasche hervor und fing an, mit Banknoten zu spielen. Ich sah, wie er in kurzer Zeit eine beträchtliche Anzahl da-von verlor, mein Nachbar schlug seinen Verlust auf mindestens 5000 Thaler an. Er ist allein des Spiels halber hergekommen, und man

behauptet, er habe in kurzer Zeit — er möchte etwa sechs Wochen dort sein — schon eine Summe von 40—50,000 Thaler verloren. Im Uebrigen gilt dieser junge Mann für einen der ärgsten Knicker, man erzählte sich davon Unglaubliches, ich sah, wie derselbe mit einer armen Frau, die ihm Obst zum Verkauf anbot, um einige wenige Kreuzer lange Zeit gehandelt und zuletzt nicht einmal etwas gekauft hat. Dicht neben dem Britten sitzt ein Frankfurter Wirth, der tiefverschuldete Besitzer eines Hotels, der Mann spielt mit einer großen Zaghaftigkeit, man sieht, er hat nicht viel mehr zu verlieren, sein Muth ist schon gebrochen, von Zeit zu Zeit wirft er verzweiflungsvolle Blicke umher, er flößt Mitleid ein. Als er das letzte Goldstück verloren hatte, seufzte er tief auf, wischte sich mit dem Tuche den Angstschweiß von der Stirn, blieb noch einige Augenblicke wie betäubt auf seinem Plaze und schlich dann langsam zur Thür hinaus. Dem Unglücklichen mag schlecht zu Muth sein auf der Heimfahrt!

Auch ein deutscher Baron brachte sein Scherflein dar, ein blutjunger Mensch, der gar keinen Begriff vom Spiel hatte, er verstand es nicht einmal, sein Glück zu benutzen, was bekanntlich leichter sein soll, als im Unglück sich zu beherrschen. — Der leidenschaftlichste und unglücklichste Spieler aber ist jener bleiche Mann mit der farrirten Toilette, ein Straßburger Schneider; wie viele Millionen Nadelstiche mochten wohl erforderlich sein, um das Geld, was er hier in wenigen Minuten der anonymen Gesellschaft zufließen ließ, wieder zu verdienen? — Aber einen widerwärtigen Eindruck machen die spielenden Frauen. Uns gerade gegenüber hat eine ältliche Dame Platz genommen; sie verfolgt das Spiel mit der allergrößten Aufmerksamkeit, nach jedem Coup zeichnet sie in das vor ihr liegende Blatt mit einem Nadelstich, sie merkt sich's, wie oft die Farben gewonnen haben, dann wartet sie den günstigen Moment ab, und wenn nach ihrem System die Wahrscheinlichkeit des Gewinns für eine oder die andere Farbe sich herausgestellt hat, macht sie ihren Satz, der jedes Mal drei Gulden beträgt. Wenn sie verliert, pflegt sie ihn zu verdoppeln. Indem

sie so operirt, während das Elfenbeinkügelchen umherrollt, ist sie in einer fieberhaften Aufregung, ihr dunkles, glanzloses Auge stiert auf die wirbelnde Scheibe, mit zitternder Hand preßt sie ihr Foulard zusammen und um die welken Lippen zuckt häßlich das bekannte erkünstelte Lächeln der Spieler. Diese Frau lebt allein vom Spiel und hält sich deshalb den größten Theil des Jahres hier auf. — Neben ihr sitzen zwei Damen der Haute volée; bei ihnen gilt es nicht um die Existenz, Brot wollen sie nicht verdienen, es ist die Gewinnsucht und die Aufregung des Spiels, die sie hierher gelockt hat. Die Aeltere spielt ebenfalls mit einer unangenehmen Leidenschaftlichkeit, auf den ersten Blick scheint sie eine ruhige und gleichgiltige Zuschauerin zu sein, beobachtet man sie aber genauer, so sieht man deutlich, daß es in ihrem Innern tobt wie in einem Vulkan, aus ihren Augen blüht auf Augenblicke ein wildes Feuer, und bei jedem unglücklichen Coup, den sie ausführt, fliegt ein dämonisches Lächeln über ihre eifigen Züge; nach jedem bedeutenden Verlust nimmt sie aus ihrer mit Brillanten besetzten Tabatière eine große Prise. Man erzählt, in ihrer Jugend sei sie eine der berühmtesten Schönheiten ihres Landes gewesen; davon war keine Spur mehr zu entdecken, die Zeit und die grüne Tafel der anonymen Gesellschaft hatten mit einander ihre Schuldigkeit gethan. Die Jüngere, eine schöne Frau von dreißig Jahren, zeigt in ihrer äußeren Haltung zwar größere Unruhe und Beweglichkeit, aber sie ist weit weniger in's Spiel versunken, die Leidenschaft hat das Mark ihres Lebens noch nicht ergriffen, sie gehört jedenfalls zu den heilbaren Patienten. Beide vornehme Damen verloren übrigens in kurzer Zeit eine recht ansehnliche Summe. — Dagegen ist diese Frankfurter Kaufmannsfrau ein ächtes Bild des weiblichen Jammers. Zagend und zitternd schiebt sie ihren Satz — einen Gulden — jedesmal auf Roth, und während die Scheibe sich im Kreise dreht, saltet sie unter dem Tische die Hände und bewegt die Lippen, als wenn sie ein stilles Gebet gen Himmel sendete. Halte nicht auf rouge, gute Seele, die Farbe ist treulos wie die Freude, deren Bild sie ist. Setze

auf Schwarz, die Farbe des Kaffee's, den Du so gern trinkst, und der Hölle, die Dich beim Schopf gefaßt hat. — Die anonyme Gesellschaft machte in der kurzen Zeit, wo wir dem Spiele zuschauten, brillante Geschäfte; sie hätte ein Spital oder Irrenhaus von dem gewonnenen Gelde fundiren können.

Jetzt wundert Euch nicht mehr über das prachtvolle Etablissement des Herrn Blanc, über den grandiosen Kursaal, die herrlichen Parkanlagen und alle diese kostbaren Einrichtungen. Wem es so leicht gemacht wird, Schätze zu gewinnen, der kann allerdings Stadt und Land verschönern. Uebrigens ist nicht zu leugnen, die Herren Bevollmächtigten der anonymen Gesellschaft haben in Verschönerung des kleinen Homburgs und in Unterhaltung der Fremden Außerordentliches geleistet. Dieser Kursaal bietet Alles, was das Herz nur begehren kann: eine vortreffliche Restauration, zweimal des Tages table d'hôte, mehrere Zimmer für Whist und Biquet; ein Lesezimmer, wo alle möglichen Zeitungen und Journale zu haben sind (ich zählte 17 französische, 9 englische, 13 deutsche und holländische, und 2 russische). Auch hat die „Gesellschaft“ das Jagdrecht über 30,000 Acker Land erworben und macht sich ein Vergnügen daraus, sämtliche Kurgäste daran Theil nehmen zu lassen.

Die Herren verstehen sehr gut zu spekuliren und haben nichts vergessen, was ihnen von Nutzen sein könnte. Auch sind sie wohl bedacht gewesen, ihrem Unternehmen einen gewissen Anstrich von Solidität zu geben. Auf ihrem Roulette befindet sich nur eine Null, was allerdings für den Banquier weniger vortheilhaft ist, denn man bedarf zum wenigsten mehr Zeit zum Verlieren. Bekanntlich ist der Cylinder am Roulette in 38 Felder getheilt, welche mit den Nummern 1—36, einer einfachen und einer doppelten Null bezeichnet sind. Hiernach hat die Bank einen Vortheil von  $5\frac{10}{38}$  Procent. In Homburg hat dagegen der Cylinder nur 37 Theile; der Vortheil der Bank ist mithin nur  $2\frac{26}{37}$  Procent. Das Verhältniß ist wie 74 zu 38. Wenn also Jemand bei einer andern Bank zwei Jahre bedurft hätte, um mit seinem

Vermögen zu Ende zu kommen, so wird er in Homburg dies wünschenswerthe Ziel erst in vier Jahren erreichen. Dagegen spielt man in Homburg vom 1. Januar bis zum 31. December, und gerade im Winter sollen oft die größten Summen gewonnen werden. Man sieht, die Herren Blanc wissen, was sie thun.

Abscheu, Verachtung und Ekel vor diesem Treiben! Wie lange wird man in Deutschland noch solchen Unfug dulden?

### Der Jungfernstieg in Hamburg.

Die Physiognomie des Jungfernstiegs ist natürlich denselben Gesetzen und Veränderungen unterworfen, wie jede andere. Des Morgens sieht sie anders aus, als des Mittags, des Mittags anders, als des Abends u. s. w., aber in Einem unterscheidet sie sich doch von der des Menschen; denn während bei dieser es sehr oft vorkommt, daß sie nach gar nichts aussteht, läßt sich der Jungfernstieg diesen liebenswürdigen Vorwurf durchaus nicht zu Schulden kommen, selbst des Nachts nicht, wo doch alle Kagen grau sind, wie Janin sagt. Ja, es gibt Fälle, wo gerade des Nachts der Jungfernstieg seinen ganzen Reiz, seinen ganzen esprit entfaltet, wo er glänzende Schönheiten und zwar Naturschönheiten ersten Ranges entwickelt, die unwillkürlich den Fuß und den Blick des späten Wanderers fesseln, die ihn bezaubern und für manche Täuschungen der Nacht entschädigen. Ah, ich sehe den Leser mit den Augen blinzeln, er denkt an den Calembourg, an die Schönheiten weiblicher Natur, an die „Kinder der Nacht.“ Sollte er nicht wissen, daß diese „Kinder“ schon längst schlafen, wenn ich ihn nach dem Jungfernstieg führen will? Sollte er nicht wissen, daß es drei Uhr ist, eine Zeit der Ruhe und der Erschöpfung für die meisten Hamburger? Ja, es ist drei Uhr, der Jungfernstieg leer, hier und da ein Nachtwächter, der die Munde geschlafen hat, ein heimkehrender Commis, der

sich vor dem dämmernden Morgenlichte genirt und an den Häusern vorüberschleicht; Alles schweigt, sogar der Pavillon, Alles ruht, nur die Natur nicht, sie wird lebendig und ihre erste Regung ist das Licht, das goldene Licht der Morgenröthe. Drüben hinter dem Sct. Georgsthurm tritt es hervor, gleitet langsam an den Häusern und an der romantischen Mühle der Lombardsbrücke nieder und spiegelt sich in den Fenstern, im Bassin, kurz überall, wie das keusche Kind der Natur, das die letztere zu seinem Boudoir macht. Die Wipfel der Bäume am Walle, die Dächer der Häuser, die Flügel der Mühle vergolden sich, ein wunderbares Colorit erfüllt die Gegend, der Jungfernstieg wird poetisch, ein Gedicht eine jener zarten, tief bedeutungsvollen Schöpfungen Heinitzer Muse.

Aber die Poesie ist flüchtig, wie der Lichtstrahl, wenige Stunden, und der Jungfernstieg wird wieder hamburgisch, das Geschäft beginnt und schaarenweise strömen die Bewunderer und Vertreter des Gottes Merkur vom Thore herein. Dazwischen durch sehen wir die Wolkenvertilger, die bereits drei Stunden auf den Beinen sind und ungeheuer erleichtert an die Arbeit gehen, die Besucher und Besucherinnen des botanischen Gartens, die das „eisenhaltige“ Quellwasser trinken und zwar einzig und allein aus Gesundheitsrücksichten, die jugendlichen Gestalten, die des Morgens schon suchen, was sie des Abends finden sollen, die Illusionenhelden, die sich gewaltsam enttäuschen wollen.

Es schlägt zehn Uhr und die Erregtheit des Jungfernstiegs ist vorüber. Es tritt eine mehrstündige Pause in seiner Wirksamkeit ein. Die Fremden kommen aus den Hotels und zerstreuen sich in alle vier Weltgegenden. Der Rentier taucht auf. Der hamburgische Rentier ist ein sehr seltenes Exemplar. Wenn man glaubt, man hat ihn, so hat man in der Regel doch etwas Anderes. Ohne Beschäftigung kann er nicht, deshalb leiht er seinen Freunden und Bekannten von seinem Ueberflusse — gegen anständige Zinsen — das nennt man rentiren. Den Rentier der großen Residenzen finden wir in Hamburg fast gar nicht vor, die wenigen Exemplare, die es davon besitzt, schlen-

dern des Morgens den Jungfernstieg auf und ab. Es sind alte, adrette Leute, denen man die gesunde Lebensweise ansieht, magere Gestalten mit großen Watermördern, die unwillkürlich an das bekannte Lustspiel „die Hagestolzen“ erinnern.

Im Uebrigen wird dem Blicke um diese Zeit im Jungfernstieg wenig geboten, es müßten denn jene buntscheckigen „Aufwiegler“ sein, die trotz dem strengen Verbot und zum Hohn unseres so starken und wohlweisen Senats jeden Mittag bewaffnete Volksversammlungen abhalten. Vergebens erwartet der Fremde die gewöhnliche, zur Promenade consacrirte Zeit, um Hamburgs schöne und vornehme Welt in Augenschein zu nehmen. Diese erscheint nicht, statt ihrer aber eine formidable Anzahl zurückkehrender Börsenmänner, die „die schöne Natur“ genießen und sich Appetit holen wollen. Der Pavillon, der Tortoni des Quartier Jungfernstieg, füllt sich, man ruht aus, indem man seinen Kaffee oder seinen Absinth schlürft. Alle Tische sind besetzt, nur der Demokratentisch nicht, seine Zeit ist noch nicht gekommen. Bekannte städtische Figuren gehen vorüber, dann und wann eine vornehme Dame mit einer exquisiten Toilette. Es scheint eine Fremde zu sein, sie grüßt Niemanden, und wird auch von Niemandem begrüßt. Ach, gewiß ist sie schüchtern. Jawohl, ihr Blick, den sie dann und wann von der Seite wirft, die eigenthümliche Haltung ihres Sonnenschirms bekundet es; die schöne, vornehme Dame geht der Börse zu. Hier und da tauchen blasse verlebte Gesichter auf, sie stellen sich in einiger Entfernung vom Pavillon an's Ufer und sehen zu, wie die Schwäne gefüttert werden, oder spielen auch nach den mit Behaglichkeit schlürfenden Kaffeetrinkern. Ach, die guten Leute haben nicht zu Mittag gegessen, sie gehören zu den „verfehlten Existenzen.“

Die Zeit vergeht, aber der Pavillon bleibt gefüllt. Nach und nach erscheinen die hamburgischen Berühmtheiten. Zuerst ein langer, schlanker Mann, dessen bebartetes Gesicht in der Entfernung hübsch genannt werden kann. Er gehört zu den Advokaten der Demokratie. Ein fluger Mann, der recht gut weiß, „was ein

gentiler Mensch zu thun hat," ein ehrenwerther Staatsgläubiger, voll Talent, der z. B. zur Erlangung einer honetten Republik à la Vereinigte Staaten viel beitragen kann. Er ist gern für sich und hat auf jeden Fall trotz seiner sogenannten Leidenschaftlichkeit viel staatsmännische Befähigung. Neben ihm geht ein kleiner, junger Mann, ein Blondin, der seit einiger Zeit aufrechtstehende Vatermörder trägt, was ihm einen Anstrich von Geseztheit verleiht. Auch dieser kleine Mann gehört zu den Berühmtheiten Hamburgs. Seine politische Ueberzeugung kenne ich nicht, dem Vernehmen nach soll auch er für den Polizeistaat im radikalen Sinne schwärmen. Uebrigens hat dieser kleine Blondin viel zeitgemäßes Talent, eine gewisse Lebhaftigkeit des Geistes, vermöge der er leicht auffaßt, und oft hübsch wiedergibt. Der Humor ist nicht sein Fahrwasser, und der Wis? Ja, wer kann immer Wize machen. Dieses gilt weniger von einem Dritten, einem kleinen Jünglinge, der mit Sebastian Bach verwandt sein soll und sich wahrscheinlich deshalb gern in der Nähe, und zwar in der unmittelbaren Nähe hamburgischer Berühmtheiten aufhalten mag. Wenn es wahr ist, daß jede Sonne Schatten wirft, so darf es uns nicht wundern, daß seit Anwesenheit dieses hegelianischen Jöglings der Tonmuse die hamburgischen Sonnen mehrere Schatten haben. Doch was ist das für ein politischer Wettkampf, der an unser Ohr dringt? Ah, die Demokraten sind im Gange. Sie sprechen von den Märtyrern der Freiheit, von Kinkel, der in Rastatt vor dem Kriegsgericht eine eigenthümliche Rede gehalten hat, die sie wahrscheinlich nicht kennen, von dem „großen," consequenten Waldeck, von all den renommirten deutschen Revolutionärs der vergangenen und gegenwärtigen Zeit, von den tyrannischen Fürsten u. s. w., und kommen endlich mit Einstimmigkeit darin überein, daß nur die „Selantine" der Verwirrung ein Ende machen könne.

Nach und nach verlieren sich die habitués des Pavillons, das Geschäft, das Theater ruft, die „gereinigte" Bürgergarde zieht vor's Thor, warum? habe ich nie in Erfahrung bringen können, und unser Jungfernstieg fängt endlich

an, sich mit dem schönen Geschlechte zu beleben. Die Zeit der Promenade beginnt. Gegen acht Uhr steht diese in vollster Blüthe. Das Thema der officiellen Conversation roullirt in allen Variationen: „Es ist ein wunderschöner Abend heute," der Bürger sagt's, die Bürgerin sagt's, die Grisette sagt's, die heimkehrende Modistin ebenfalls, der galante Commis nicht minder, kurz, alle Welt sagt's, doch halt: jener junge Mann, der sich durch die Menge drängt und gar keine Zeit zu haben scheint, er sagt es nicht. Ah, er ist ein Mitglied der vereinigten Theater; er kommt vom Pferdemarkt und läuft nach der Dammtorstraße. „Es ist ein wunderschöner Abend heute," die Sterne blinken, der Mond scheint, die Lüfte wehen mild, die Wasserfläche des Bassins ist glatt wie ein Spiegel, der Tausende von Lichtstrahlen reflectirt, wahrhaftig, „es ist ein wunderschöner Abend heute." Doch der Bürger muß zu Abend essen; die Bürgerin auch, und indem sie noch einen letzten Blick der Sehnsucht über den geweihten Ort hat gleiten lassen, folgt sie ihrem Gatten oder Vater oder Geliebten, oder wie man ihn sonst nennt. Die „gereinigte" Bürgergarde ist wieder hereingezogen, mit ihr viel Staub und die ganze gebenedeite Straßenjugend Hamburgs. Hier und da ein „Glücklicher," der gefunden, was er suchte; hier und da ein Enttäuschter, der nichts gefunden, und doch ungeheuer gesucht, und endlich hier und da ein Blasirter, der wiederum nichts gefunden, aber auch gar nichts gesucht hat. Der Jungfernstieg wird leer, nur spärlich erscheint noch ein Familienpaar; es will weiter nichts bedeuten, als daß das Theater aus ist. Der Pavillon nimmt einige habitués der Nacht auf, die belles de nuit eilen verzweiflungsvoll nach Hause, die Droschkenkutscher verlassen ihre Station, der Jungfernstieg hat sein Tagewerk vollbracht.

## Eine Wiener Revolutionscene.

In der Jägerzeit gab's einen Höllenlärm. Das grobe Geschütz donnerte, das Kleingewehrfeuer knatterte, durch die Luft pfliff das unheimliche Falzen der Kugeln; Mord und Tod in allen Ecken, an allen Enden. Eine solche wilde Jagd hatte die Kaiserstadt seit 165 Jahren nicht erlebt; die Haß vom Jahre 1809 war nur ein Scherz dagegen.

Die Weiber im Haus zitterten und bebten wie frischgeschorne Lämmer bei Regenwetter. Die eine flüchtete sich auf den Boden, die andere in den Keller, die dritte in den Gänsestall. Die eine suchte von Schmauck und Wirthschaften vor allem den Stiefelknecht zu retten, die andere den Hosenträger, wohlverstanden, einen von Leder und Gurtzeug, denn die von Fleisch und Wein standen draußen im Feuer. Zur Angst gab's Grund genug und der Lärm war kein blinder. Die Kugeln schlugen in die Stockmauern, fuhren durch die Fenster, rasselten und prasselten durch das Sparrenwerk.

Im Hinterstübchen zu ebener Erde saßen ihrer zwei beisammen: die eine starr und aufrecht im Lehnstuhl, bleich wie ein steinernes Bild, und auch so schön. Marmorbilder sind ja meistens schön, wer wird den Block von Carrara leichtfertig an ein gewöhnliches Gesicht verschwenden? Die Frau, eine stattliche Gestalt, füllreich und schlank, stark und fein zugleich, hatte Duft und Flaum des Lenzes weit schon hinter sich, und der Garten ihrer Reize blühte in sommerlicher Pracht. Der Sommer ersetzt, so gut er's vermag, durch Farbenglanz und Fülle der Gaben den Mangel an würzigem Weichenduft. — Die Andere, zusammengefauert wie ein Häufchen Unglück, stand den Jahren nach im Frühling des Lebens. Das Antlitz war eines von denen, wie sie alljährlich am 16. Mai zu Tausenden mit Blumensträußen zum Standbild des heiligen Johannes von Nepomuk auf der Prager Moldaubrücke kommen. Der Heilige steht in Böhmen in ganz besonderem Ansehen und die böhmischen Mägde wissen vor Allen, weshalb.

Die Frau betete, das zeigten die gefalteten Hände und die Bewegung der Lippen, über welche jedoch kein Laut drang. Die Magd hielt einen Rosenkranz und ließ Perle um Perle durch die Finger gleiten, doch betete sie nicht, sondern plapperte mit klappernden Zähnen und unstäten Blicken allerhand tolles Zeug durch einander, böhmisch und deutsch, wie's ihr eben in den Mund kam. — „Still, Netti!“ mahnte die Frau. Netti gehorchte für ein Weilchen. Unwillkürlich fing sie wieder von vorne an, bis ein neues Verbot den Unfug für ein Weilchen unterbrach aber nicht einstellte. Endlich begann sie gar das bekannte Schelmenlied zu singen: „Zwei Jahr schon im Zuchthaus und sechzehn Jahr alt, nit wahr, Herr Inspektor, jetzt lassen's mi bald?“ Selbiges Liedchen klingt sonst ganz lustig, z. B. bei Harfenklang und Gläsergeklirr im Wurstsprater, aber bei der Schüsse kriegerischer Begleitung nahm's sich schauerlich aus. Der Frau ging das Grausen auf. Sie rang die Hände, gelobte eine zweispündige Kerze nach Ehrudim zur Kapelle unserer lieben Frau, und rief dann: „Netti, um aller Heiligen willen, bist denn verrückt worden? Die Angst hat di narret g'macht. Das fehlt noch! Den Herrn haben's mir g'holt, um ihn auf die Barrikaden zu stellen —“ — „Mit G'walt,“ schaltete Netti ein. — „Freilich mit G'walt. Meinst du, er wäre freiwillig gegangen? Der Herr von Hofmann thut keinem Kinde was zu leid.“ — „Brügelst höchstens die Frau, wenn er betrunken heim kommt,“ meinte die Magd. — „Schweig!“ — „Bin schon stad, gnädige Frau.“ — „Mit G'walt haben's ihn zum Revolto gepreßt. Schießen, stechen soll er und hauen; das ist nit seine Sach', wenn ich schon sagen muß, wie's ist. Ausstehen mag ich ihn freilich nicht; seit ich ihn hab' heirathen müssen, weiß ich nimmer, wie eine gute Stunde thut.“

Welch ein Lärm im Hofe! Ein Haufe lärmender Gesellen ist eingedrungen, die Federhüte schief auf den wirren Locken. Sie tragen einen Mann und legen ihn auf den Boden nieder, mit dem Kopf in eines Weibes Schoß. — „Der gnädige Herr,“ freischt Netti, „ist erschossen!“ — „Unser Herr?“ ruft Lini und eilt hinaus,



ohne Scheu vor dem wildbärtigen Studenten mit den Galabresern, mit den pulverrußigen Gesichtern und mit den noch vom letzten Schusse dampfenden Musketen. Sie drängt sich durch, sie wirft sich beim Leichnam nieder, ihn umfassend, sein Loos in schneidenden Klageklängen bejammern. Die Umstehenden brechen in wiederholtes Gelächter aus, am tollsten das Weib, welches den Liegenden stützt. Erschrocken blickt Tini empor; ein bleiches, übernächtiges Gesicht grinst ihr entgegen, umflattert von langem, feuerfarbenem Haar, in den wasserblauen Augen einen unnennbar widerwärtigen Ausdruck. — „Wer bist du?“ frug Tini. Statt der Dirne antwortet einer der Studenten: „Die rothe Republik.“ — Schallender Beifall lohnt den feinen Scherz. Hofmann schlägt die Augen auf. „Was ist denn los?“ fragt er. — „Er lebt!“ ruft Tini. — „Und warum denn nicht?“ nimmt ein Mobilgardist das Wort: „Der ihn niedergestreckt, ist kein Kroat, sondern ein Gumpoldsfirchner, vielleicht auch einer von Grinzing oder Klosterneuburg. Schaun's, meine Gnädige, er hat sich halt ein Bissel einen Muth anzecken wollen, und da ist die „Kuraski“ so groß geworden, daß wir ihn haben halten müssen.“

Die Frau hätte ihren Mann lieber mit durchschossener Brust gesehen, als berauscht und in solcher Umgebung. Voll Abscheu wandte sie dem Auftritt den Rücken zu. Arme Albertine, wer hätte dir auch das an der Wiege gesungen?

Die ehrwürdige Königsstadt Prag war von jeher reich an hübschen Jungfrauen. Sie gerathen dort, wie an einem Ort die Pflaumen, am andern die Aepfel, Niemand weiß eigentlich warum. Der hübschesten und anmuthreichsten Kinder eines war die zierliche Tini, der überzärtlichen Mutter verwöhntes Töchterlein. Was das Püppchen wollte, das mußte unweigerlich geschehen. Roth war blau, wenn Tini so gebot. Wenn der Vater einmal auf den seltsamen Einfall gerieth, einer Unart zu wehren, oder gar mit einer Strafe zu drohen, so war er seines Lebens vor der Mutter nimmer sicher. Die Kleine wurde größer aber nicht süßamer. Mit vierzehn Jahren warf sie die „Docken“

weg, aber nicht die kindische Begehrlichkeit nach dem, was ihrer Laune eben lockend erschien; sie legte die Tanzschuhe an und „schaute sich“ um eine lebendige Puppe.

In's Haus kam ein armer Student, ein Blutsfreund von weit her, etwa aus den Tagen des pflügenden Herzogs Przemisl. Der Knabe hätte eigentlich Zdenko, Tuschko, Hinko, Mucki oder Wenzel heißen sollen, aber sein Herr „Göb“ war zufällig ein Ungar gewesen, und darum hieß er Stephan. Dieser Student hatte im Hause wöchentlich drei Kosttage, erhielt zu Neujahr regelmäßig ein neues Gewand, wurde auch sonst noch mit Weißzeug und allerhand Nothdurft versorgt. Stephan verdiente solche Gunst, lernte fleißig und suchte nach Kräften sich seinen Wohlthätern nützlich zu machen. Den Werth der kleinen Dienstleistungen ergänzte die dankbare Gesinnung, deren Stempel sie so unverkennbar trugen. Dabei war es nicht seine Schuld, daß die Natur in mütterlicher Vorliebe ihn ausgestattet hatte mit Gaben des Geistes, mit Vorzügen des Leibes. Noch weniger konnte er dafür, daß die schöne, eigenwillige Tini ihm ihr Herz schenkte. Er kümmerte sich wenig um sie, er that keinen Schritt, um ihre Liebe zu gewinnen, und gerade dadurch entflamte er ihre Leidenschaft.

So kam das Feuer zum Stroh und es gab einen dicken Rauch. Da legte eines Tages im verschwiegenen Kämmerlein die gutwillige Mutter der beiden Liebesleute Hände in einander; sie wechselten die Verlobungeringe und verhiessen einstweilen zu schweigen, um der Mutter Zeit zu gönnen, den Vater breit zu schlagen. Der Alte hatte nämlich einen Lieblingsplan und sah auf diesem Steckenpferd ziemlich sattelfest. Indessen wurden die drei Kosttage zu stehen, das neue Gewand von Neujahr zu ellenlangen Schneiderrechnungen, welche die Mama bezahlte, und Stephan war in froher Zuversicht guter Dinge. Die Mutter, dem Töchterlein unterthan, beherrschte den Vater, und so konnte allem menschlichen Ermessen nach das Ende kein anderes sein, als eine stattliche Hochzeit. Da kam unvermuthet Freund Hein und machte einen dicken schwarzen Strich durch die lustige Rech-

nung. Die Mutter starb, der Himmel fiel ein — Vorhang vor! Tini mußte Herrn Hofmann heirathen. Stephan machte in der Verzweiflung tolle Streiche und wurde zum Soldaten „abgestellt.“

Dergleichen dunkle Geschichten sind schon gar viele vorgekommen, und kein Hahn hat darnach gekräht. — Am Eingang der Jägerzeil waren heute Proben von Betrübten wie von Fröhlichen zu erblicken. Da stand neben dem Feldstück eine hohe Gestalt von stolzer Haltung, nur viel zu schlank für einen k. k. Hauptmann. Er war ein trübseliger Gesell; sein dunkles Augenpaar blickte so sehnsüchtig in Rauch und Dampf und Pulverblitz, als stehe es die Kugeln an, ein müdes Herz zur Ruhe zu bringen, wozu auch die allerbeste Aussicht war. Die Aufständischen feuerten hinter ihrer Berrammlung, wie aus Fenstern und Dachlücken mit tapferem Eifer heraus.

Dicht neben dem Hauptmann bedienten überlustige Feuerwerker und Stückknechte das Geschütz. Sie lachten und spaßten, als ob sie mit Kegelschieben beschäftigt wären. — „Ein bißel höher, Leitgeb!“ befahl der Vormeister, und scharf über das gelbe Rohr hinauslugelnd, fuhr er in einer Erzählung fort, wie im Neulerchenfeld bei der „blauen Flaschen“ eine Mariandl ihm zuerst ihre Liebe angetragen, um ihn bald darauf wieder zu verlassen. „Eine gar traurige G'schicht!“ bemerkte er und fügte unmittelbar hinzu: „Nun, nun, den Kopf wird's a nit glei kosten.“ Er sprach aber schon nicht mehr von der Mariandl, sondern von einer Kugel, welche ihm den Tschako vom Haupt gerissen. Sich wendend, fragt er: „'s ist doch dem Herrn Hauptmann nix g'schehn!“ — „Nein, mein Bue,“ antwortete dieser, „dein Tschako ist mir nur gegen die Schulter gefahren.“ — Lachend bemerkte ein Stückknecht dazu: „Der Tod muß dem Herrn Hauptmann ein „Fünferl“ schuldig sein, so weicht er ihm alleweil aus.“

Ein Reiter sprengte herbei: „Herr Hauptmann, links das gelbe Haus mit den grünen Jaloußen; die Pioniere —“ Paff! da lag er und hätte für alles Gold Kaliforniens kein Wörtlein mehr geredet. Der Hauptmann hatte

ihn aber verstanden, ließ den todten Czechen liegen und rief seine lebendigen Kroaten, ihm zu folgen. Wenn dort bei dem gelben Haus der trübselige Hauptmann seinen Schuldner nicht fand, so blieb nichts übrig, als die Forderung mit Kohle in den Rauchfang zu schreiben. Von oben bis unten war es mit Schützen besetzt, die ein mörderisches Feuer unterhielten, lauter verzweifelte Bursche.

Während nun von außen die Kroaten das gelbe Gebäude stürmten und vom Nachbarhause her die Pioniere sich Maulwürfen gleich durch die Feuerwand arbeiteten, rieb Herr Hofmann im Schooße seiner würdigen Freundin sich die verquollenen Augen. „Tini,“ gurgelte er, „koch mir einen Thee! Weib, einen Kamillenthee!“ — „Nix weiter?“ höhnte die rothe Republik; „g'rad werden die blauen Knödel und die Bleinockerl ang'richt.“ — Hofmann kam ein wenig zur Besinnung. „Aber der Lärm!“ brummte er, „der kalabrische Lärm!“ — Es sollte gleich noch viel kalabrischer kommen. Ein Kalabreser drückte dem halbwachen Hofmann die Muskete mit dem langen, spitzen Bajonnet in die Hand. „Fällt's G'wehr! vorwärts!“ — „Fällt's G'wehr! vorwärts!“ lallte der trunkene Mund, und die unbeholfene Gestalt taumelte, wohin sie geschoben wurde, den Eindringenden entgegen. Die Heldenthaten welche Szipius Hofmann verrichtete, sind zweifelhaft geblieben; unzweifelhaft aber ist er eines ehrlichen Soldatentodes gestorben, vielleicht ohne selber viel davon zu merken. Er war nicht der Einzige, welchem im erstürmten Hause die Kroaten das Lebenslicht ausbliesen, wie seine Freundin nicht die Einzige.

Alle Gräuel der Gewalt wütheten wie losgelassene Höllengeister. Der Gang, der Hof, die Stiege schwammen in Blut, lagen voll von Erschlagenen. Unter Kolbenstößen krachten die Thüren; in Tini's letzten Schlupfwinkel drang ein wilder Haufe. Beim Anblick des schönen Weibes hoben sich die gefällten Bajonnette, zogen sich die mit Pech gewichsten Schnauzbärte von den blanken Zähnen, streckten sich breite Hände nach der seltenen Beute. „Tödtet mich!“ rief die Frau mit durchdringendem Ton in der Sprache ihrer Heimath. Die slavischen Laute

übten eine unerwartete Wirkung. Wie von einem Zauberworte gebannt, traten die Kroaten ehrerbietig zurück; der wilde, gierige Ausdruck ihrer Blicke und Mienen verwandelte sich in theilnehmende Freundlichkeit. Jubelnd riefen die rauhen Kehlen ein lautes Lebehoch der Tochter ihres Stammes. Die donnernden Zivios inmitten der Mordausritte setzten den trübseligen Hauptmann in Erstaunen. „Was gibt's denn da drinnen?“ frug er draußen. Die Antwort hieß: „Eine Landsmännin, eine stolze Schönheit.“ Neugierig trat der Hauptmann näher. — Welch' ein Wiedersehen! Stephan und Lini lagen einander in den Armen.

### Der Prozeß Karl's I. von England.\*)

Der König, raunte man sich von allen Seiten zu, sei von der Insel Wight, trotz seines Widerstandes, bei Nacht entführt und nach dem Schlosse Hurst, einer Art von Gefängniß, auf der der Insel gegenüber liegenden Küste, am Ende eines unfruchtbaren, unbewohnten und ungesunden Vorgebirges, gebracht worden. Das Gerücht war begründet und von nun an jede mit dem Willen der Armee nicht übereinstimmende Verbindung zwischen dem König und dem Parlamente unmöglich.

Am 29. Nov. (1648) gegen Abend, einige Stunden nach dem Schlusse der Conferenzen von Newport und der Abreise der Commissäre, hatte ein Verkleideter zu einem der Diener des Königs gesagt, „es sind so eben Truppen auf der Insel gelandet, benachrichtigt den König, daß er diese Nacht aufgehoben werden wird.“ Karl ließ augenblicklich den Herzog von Richmond, Graf Lindsay und Oberst Edward Cook, einen Offizier, der sein Vertrauen besaß, rufen und befragte sie, was man thun müsse, um zu erfahren, ob dieses Gerücht gegründet sei. Umsonst

\*) Aus Guizot's Geschichte der engl. Revolution, deutsch von F. Bülow, bei G. B. Forck.

versuchte man, den Major Rolph zum Sprechen zu bringen; man erhielt von ihm nur kurze und dunkle Antworten. „Der König kann diese Nacht in Ruhe schlafen. Bei meinem Leben, diese Nacht wird ihn Niemand stören.“ Cook erbot sich, ein Pferd zu nehmen, am Strande hinzueilen, besonders nach Carisbrooke zu gehen, wo die Truppen, wie es hieß, angekommen seien, und selbst nachzusehen was vorgehe. Die Nacht war dunkel, der Regen heftig, der Dienst gefährlich. Der König nahm Anstand, ihn zu gestatten. Cook beharrte auf seinem Anerbieten und ritt ab. In der That fand er in Carisbrooke die Besatzung verstärkt; zehn bis zwölf neu angekommene Offiziere, den dort kommandirenden Capitän Bowerman fast als Gefangenen bewacht, überall eine geheimnißvolle Bewegung. Er kehrte eiligst zum Könige zurück, um ihm diese Nachrichten zu überbringen, sah aber gegen Mitternacht bei seiner Ankunft in Newport das Haus, welches der König bewohnte, schon von Wachen umstellt. Es gab deren unter jedem Fenster, selbst im Innern des Hauses und bis zur Kammerthür des Königs, zu welcher der Dampf ihrer Pfeifen von allen Seiten her eindrang. Es war unmöglich, länger zu zweifeln. Die beiden Lords beschworen den König noch in dieser Stunde und um jeden Preis die Flucht zu ergreifen. Der Rath mißfiel der furchtsamen Gravität des Königs, er schügte die Schwierigkeit des Erfolgs und den Zorn, welchen das Heer darüber fühlen würde, vor. „Wenn sie sich meiner bemächtigen, so werden sie mich schonen müssen. Ohne die Verbindung mit mir kann keine Partei ihren Sieg fest begründen.“ — „Seht Euch vor, Sire,“ sagte Lindsay, „diese Leute benehmen sich nicht nach solchen Grundsätzen. Ew. Majestät möge sich an Haulton-Court erinnern.“ „Oberst,“ fragte Richmond Cook, „wie seid Ihr durchgekommen?“ — Cook: „Ich habe die Parole.“ — Richmond: „Würdet Ihr mich auch durchbringen?“ — Cook: „Ich zweifle nicht daran.“ Richmond nahm einen Soldatenmantel, sie gingen hinaus, kamen durch alle Posten und kehrten ohne Hinderniß zurück. Mit dem König an einem Fenster stehend, erneuerten die Lords lei-

denkschaftlich ihre Bitten; der Oberst stand vom Regen durchnäßt, allein am Kamin. „Ned Cook,“ sagte der König unerwartet zu ihm, indem er sich gegen ihn wendete, „was rathet Ihr mir?“ Cook zauderte mit seiner Antwort. — „Der König,“ sagte er, „hat seine Rätze hier.“ — „Nein, nein, nein, lieber Ned, ich befehle Euch mir Euern Rath zu geben.“ — Cook: „Nun wohl, Sire, so mögen mir Ew. Majestät gestatten, Euch eine Frage vorzulegen.“ — Der König: „Sprecht!“ — Cook: „Was wird Ew. Maj. thun, wenn ich nicht nur sage, sondern auch beweise, daß sich das Heer Eurer Person bemächtigen will, wenn ich hinzufüge, daß ich die Parole habe, daß Pferde in der Nähe stehen und mich ein Schiff erwartet, daß ich bereit bin, den König zu begleiten, daß diese so schwanze Nacht wie zur Flucht gemacht scheint und daß ich kein eigentliches Hinderniß derselben vor mir sehe.“ — Karl schwieg einen Augenblick und sagte dann mit Kopfschütteln: „Nein, sie haben mir ihr Wort gegeben und ich ihnen das meinige; ich werde es nicht brechen.“ — Cook: „Aber, Sire, ich nehme an, daß Ew. Maj. mit dem ihnen und sie das Parlament meinen. Nun hat sich jedoch Alles verändert; es ist das Heer, welches Ew. Maj. ins Gefängniß werfen will.“ — Der König: „Das thut nichts, ich werde mein Wort nicht brechen. Gute Nacht, Ned; gute Nacht, Lindsay, ich werde schlafen, so lange ich kann.“ — Cook: „Sire, ich fürchte, daß es nicht lange sein wird.“ — Der König: „Wie es Gott gefällt!“ Es war ein Uhr, sie verließen das Zimmer, der König legte sich nieder und Richmond blieb bei ihm allein zurück.

Mit Tagesanbruch wurde an die Thür geklopft. „Wer seid Ihr, was wollt Ihr?“ fragte Richmond. „Offiziere vom Heere, die mit dem König sprechen wollen.“ Richmond öffnete nicht, da er warten wollte, bis sich der König angekleidet haben würde. Man klopfte von Neuem und heftig. „Deffnet!“ sagte Karl zu dem Herzog, und ehe er noch aus seinem Bette war, stürzte der Oberstlieutenant Cobbett mit mehreren anderen Offizieren in das Zimmer. „Sire,“ sagte Cobbett, „wir haben Befehl, Euch

von hier hinwegzubringen.“ — Der König: „Befehl, von wem?“ — Cobbett: „Vom Heere.“ — Der König: „Wohin wollt Ihr mich bringen?“ — Cobbett: „Nach dem Schlosse.“ — Der König: „Nach welchem Schlosse?“ — Cobbett: „Nach dem Schlosse.“ — Der König: „Das Schloß ist kein Schloß, ich bin bereit, Euch zu folgen, nach welchem Schlosse es auch sein möge. Kennt es.“ Cobbett zog seine Gefährten zu Rathe und antwortete endlich: „Nach dem Schlosse Hurst.“ — Der König zu Richmond gewendet: „Sie hätten kein schlimmeres nennen können,“ dann fügte er gegen Cobbett hinzu: „Kann ich einen von meinen Dienern mitnehmen?“ — Cobbett: „Nur die Nöthigsten.“ Karl wählte seine beiden Kammerdiener Harrington und Herbert und seinen Vorschneider Mildmay; Richmond entfernte sich, um das Frühstück zu bestellen, ehe es aber noch fertig war, kamen die Pferde. — „Sire,“ sagte Cobbett, „wir müssen abreisen.“ Der König stieg, ohne ein Wort zu sprechen, in den Wagen, und mit ihm Harrington, Herbert und Mildmay. Cobbett wollte ebenfalls einsteigen, aber Karl verstellte ihm den Weg mit dem Fuße und ließ den Schlag sofort schließen. Man reiste unter der Bedeckung eines Cavalleriedetachements ab; zu Dartmouth erwartete sie ein kleines Schiff, der König ging an Bord und drei Stunden darauf war er in Hurst-Castle, von aller Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten, in einem so dunkeln Gemache, daß man zu Mittag Licht brennen mußte und unter der Bewachung des Obersten Ewers, eines weit rauheren und drohenderen Kerkermeisters als Cobbett.

Auf diese Nachrichten ließen die Presbyterianer ihrer Entrüstung freien Lauf. „Das Haus,“ riefen sie, „hat dem König während seines Aufenthaltes in Newport Ehrerbietung, Sicherheit und Freiheit verbürgt, es ist entehrt und verloren, wenn es diese insolente Empörung nicht glänzend zurückweist.“ In der That votirte man, daß die Entführung des Königs ohne Wissen und Willen des Hauses stattgefunden habe und nahm die Debatte über den Frieden mit verdoppelter Leidenschaftlichkeit wieder auf.

Sie dauerte schon länger als zwölf Stunden; die Nacht war weit vorgerückt, die Versammlung war noch zahlreich, aber schon begann die Müdigkeit den Eifer der Schwachen und Greise zu erkälten, es erhob sich ein unter den Märtyrern der öffentlichen Freiheiten berühmter Mann, der jedoch erst seit drei Wochen im Parlamente saß, derselbe Brynne, der vor zwölf Jahren den schwersten Kampf gegen die Tyrannei Laud's und des Hofes bestanden hatte. „Herr Sprecher,“ sagte er, „man weiß, daß ich für den Frieden reden will und schon beschuldigt man mich der Abtrünnigkeit, schon nennt man mich mit Anspielung auf den Titel eines meiner Werke, den königlichen Günstling. Ich werde Euch sagen, welche Gunstbezeugungen ich je von Sr. Majestät oder der königlichen Partei erhalten habe. Sie haben mir zweimal und auf das Barbarischste die Ohren abschneiden lassen, sie haben mich dreimal auf zwei Stunden an den Pranger gestellt, sie haben meine Werke, obgleich sie censirt waren, vor meinen Augen durch Henkershand verbrennen lassen, sie haben mir zwei Geldstrafen von 5000 Pf. jede auferlegt, sie haben mich acht Jahre lang ohne Feder, ohne Tinte, ohne Papier, außer der Bibel ohne Bücher, ohne Freunde und kaum mit den zu meinem Lebensunterhalte unumgänglichsten Nahrungsmitteln im Gefängnisse schmachten lassen, . . . wenn mich irgend ein Mitglied dieses Hauses um jene Zeichen der königlichen Gunst beneidet, so will ich glauben, daß es mich nicht ohne Grund als Apostat oder Günstling behandelt.“ Sodann sprach er mehrere Stunden lang, zog alle Vorschläge des Königs, alle Ansprüche des Heeres bis in die geringfügigsten Einzelheiten in Betracht und zeigte abwechselnd die Lage des Parlaments und des Landes aus allen ihren verschiedenen Gesichtspunkten, mit einem Ernste ohne Bedanterie, einer Eindringlichkeit ohne Zorn, und offenbar durch die Energie und die Uneigennützigkeit seines Gewissens über die Leidenschaften seiner Sekte, die Mängel seines eigenen Charakters und die gewöhnliche Tragweite seines Talentes erhoben. „Herr Sprecher,“ schloß er, „man gibt vor, daß wir verloren seien, wenn wir die Armee mißver-

gnügt machen, einer ihrer Anführer hat uns vor Kurzem erklärt, daß sie die Waffen niederlegen und uns nicht länger dienen würde, und was, heißt es, wird dann aus uns und unsern treuen Freunden werden. Wenn es so kommen müßte, so gestehe ich, daß ich wenig auf den Schutz von so unbeständigen und meuterischen Dienern geben würde. Ich zweifle nicht, daß, wenn uns auch das Heer verliese, Gott und das Reich mit uns sein würden, und wenn wir uns mit dem Könige über diesen Vertrag verständigen können, so werden wir hoffentlich in Zukunft der Dienste des Heeres nicht sonderlich mehr bedürfen. Wie dem aber auch sei: fiat justitia, ruat coelum. Wir wollen unsre Pflicht thun und den Ausgang Gott überlassen.“ Die Kammer hatte diese Rede mit der größten Aufmerksamkeit und Bewegung angehört. Es war neun Uhr Morgens und nach 24stündiger Sitzung noch 244 Mitglieder zugegen; man stimmte endlich ab und es wurde durch 140 gegen 104 Stimmen entschieden, daß die Antworten des Königs zur Grundlage des Friedens geeignet seien.

Den Independenten wurde die Herrschaft dadurch gänzlich aus den Händen gewunden, sie hatten selbst die Furcht erschöpft, und alle Mitglieder, die von dieser berührt werden konnten, sich ergeben oder entfernen. Umsonst wollten Ludlow, Hutchinson und einige Andere, um die Kammer in Verlegenheit zu setzen, gegen diesen Beschluß protestiren, man verwarf ihren Wunsch als den parlamentarischen Gebräuchen zuwider und ohne sich um das Aufsehen, welches sie demselben geben wollten, zu kümmern. Sobald die Sitzung zu Ende war, versammelten sich die Führer der Partei; eine große Anzahl von am Morgen aus dem Hauptquartiere gekommenen Offizieren schlossen sich ihnen an; die Gefahr war dringend, als Herren des Heeres hatten sie ein Mittel, um sie zu beseitigen, in der Hand; als aufrichtige Fanatiker oder ehrgeizige Religionsverächter war ihnen alle Ehrfurcht vor jeder Institution, jedem Gesetze und Gebrauche entschwunden; für die Einen war es eine Pflicht, die gute Sache zu retten, die Andern wurden von der Nothwendigkeit gedrängt.

Man stimmte überein, daß der Tag gekommen sei, und sechs von den Gegenwärtigen, drei Mitglieder des Unterhauses und drei Offiziere erhielten den Auftrag, die Mittel zum Erfolge vorzubereiten. Sie blieben mehrere Stunden lang mit dem Namensverzeichnisse der Mitglieder des Unterhauses auf dem Tische beisammen und untersuchten einzeln das Benehmen und die Gesinnungen aller Mitglieder, nahmen Rapporte entgegen und sendeten Befehle an ihre Vertrauten ab. Am folgenden Tage um 11 Uhr Morgens waren durch Ireton's Bemühungen und ehe Fairfax noch Nachricht von etwas erhielt, Truppen in Bewegung. Mit Skippon's Zustimmung waren die zum Schutze der Kammern beauftragten Milizposten zurückgezogen worden; zwei Regimenter, das Infanterieregiment des Obersten Pride und das Cavalerieregiment des Obersten Rich, besetzten den Hof, den großen Saal von Westminster, die Treppe, die Vorhalle und alle Zugänge des Unterhauses; an der Thür des Sitzungssaales selbst befand sich Pride mit dem Verzeichnisse der proscribirten Mitglieder in der Hand, und bei ihm Lord Grey de Grooby und ein Thürsteher, die ihm die Ankommenden nannten. „Ihr werdet nicht eintreten,“ sagte Pride zu Jedem von ihnen und ließ die Verdächtigsten sogar verhaften und hinwegführen. Bald erhob sich ein heftiger Tumult in den Umgebungen der Kammer. Die ausgeschlossenen Mitglieder versuchten alle Eingänge, beriefen sich auf ihr Recht, forderten die Soldaten auf, sie durchzulassen, diese aber lachten und spöttelten. Einige von ihnen, unter Andern Brynne, leisteten hartnäckigen Widerstand. „Ich werde,“ sagte er, „freiwillig keinen Schritt thun,“ und einige Offiziere stießen ihn, erfreut mit dem Triumph der Gewalt das Vergnügen der Brutalität vereinigen zu können, unter Beschimpfungen die Treppe hinab. Auf diese Weise wurden 41 Mitglieder verhaftet und für den Augenblick in zwei benachbarten Gemächern eingeschlossen, viele andere aber zurückgewiesen, ohne daß man sie festnahm. Nur zwei von Denjenigen, welche sich auf Pride's Verzeichniß befanden, Stephens und der Oberst Birch, waren glücklich in den Sitzungssaal ge-

langt; man lockte sie unter falschen Vorwänden an die Thür, wo sich ihrer augenblicklich Soldaten bemächtigten. „Herr Sprecher,“ rief Birch, indem er sich wieder in den Saal zu drängen versuchte, „wird das Haus zugeben, daß seine Mitglieder so vor seinen Augen hinweggejagt werden? und werdet Ihr unbeweglich sitzen bleiben?“ Das Unterhaus sendete seinen Herold ab, um den Mitgliedern, die sich außerhalb befanden, den Befehl zu ertheilen, sich auf ihren Posten zu begeben; Pride hielt sie zurück. Das zweite Mal wurde der Herold zurückgeschickt und konnte nicht bis zu ihnen gelangen. Die Kammer entschied, daß sie sich mit nichts beschäftigen werde, so lange sie ihr nicht zurückgegeben seien, und beauftragte einen Ausschuß damit, augenblicklich zu dem General zu gehen und sie von ihm zu verlangen. Kaum hatte der Ausschuß den Sitzungssaal verlassen, als von dem Heere eine durch den Oberstlieutenant Artell und mehrere Offiziere überbrachte Botschaft anlangte, worin man die offizielle Ausschließung der verhafteten Mitglieder, sowie Aller, die für den Frieden gestimmt hatten, forderte. Die Kammer antwortete nicht, da sie auf das Resultat der Schritte des Ausschusses wartete. Dieser berichtete, daß der General sich seinerseits weigere, eher zu antworten, als bis die Kammer einen Entschluß über die Botschaft des Heeres gefaßt habe. Unterdessen wurden die ausgeschlossenen Mitglieder von Westminster hinweggeführt und in London von Stadttheil zu Stadttheil, von Wirthshaus zu Wirthshaus geschleppt, bald in einige Wagen gestopft, bald zu Fuße, im Kothe, und von Soldaten umgeben, die von ihnen Rechenschaft über ihre Soldrückstände verlangten. Der Prediger Hugh Peters, der bei Fairfax Kaplan war, kam feierlich mit dem Degen an der Seite im Auftrage des Generals zu ihnen, um ihre Namen aufzuschreiben. Als Mehrere von ihnen ihn aufforderten, zu erklären, mit welchem Rechte man sie verhaftet habe, antwortete er: „Mit dem Rechte des Schwertes.“ Sie ließen den Oberst Pride bitten, sie anzuhören. „Ich habe keine Zeit,“ erwiderte dieser, „ich habe etwas Anderes zu thun.“ Fairfax und sein Rath, die in Whitehall Sitzungen hielten,

versprachen ihnen endlich, sie anzuhören, sie begaben sich dorthin, aber nach mehrstündigem Warten zeigten ihnen drei Offiziere an, daß der General zu beschäftigt sei und sie nicht empfangen könne. Unter dieser Verachtung verbarg sich einige Verlegenheit, man vermied die Begegnung mit ihnen, man fürchtete, daß ihre unüberwindliche Hartnäckigkeit zu große Strenge gegen sie nach sich ziehen werde. Trotz der Kühnheit ihrer Pläne und Thaten trugen selbst die Sieger im Grunde der Seele, ohne es zu ahnen, eine geheime Achtung vor der alten gesetzlichen Ordnung; als sie ihre Proscriptionsliste aufsetzten, hatten sie sich in den Grenzen der strengen Nothwendigkeit gehalten und gehofft, daß eine einzige Sichtung genügen würde, ihren Triumph zu sichern. Sie sahen mit Unruhe, daß die Kammer hartnäckig ihre Mitglieder verlangte und ihre Gegner darin noch eine mächtige Partei, vielleicht sogar die Majorität bildeten. Das Stehenbleiben war indeß unmöglich geworden, und man beschloß, von Neuem zu beginnen. Am folgenden Morgen, den 7. December, schlossen die Truppen zum zweiten Male die Zugänge des Sitzungssaales, dieselbe Scene erneuerte sich, es wurden noch 40 Mitglieder ausgeschlossen und einige sogar in ihren Häusern verhaftet. Sie schrieben an das Unterhaus, um ihre Freilassung zu fordern; diesmal war aber die Niederlage der Presbyterianer vollendet; statt ihnen zu antworten, nahm die Kammer mit 50 gegen 28 Stimmen den Antrag, die Vorschläge des Secres in Betracht zu ziehen, an. Diese letzte Minorität entfernte sich freiwillig, indem sie betheuerte, daß sie nicht eher wieder in das Unterhaus zurückkehren würde, so lange ihren Collegen nicht ihr Recht wiederfahren sei, und nach der Ausstoßung von 143 Mitgliedern, die größtentheils nicht verhaftet oder allmählig und ohne Geräusch aus dem Gefängnisse entlassen wurden, sahen sich die Republikaner und das Heer endlich in wie außer dem Parlamente im vollen Besitze der Gewalt.

Von jetzt an unterwarf sich und schwieg Alles. Kein Widerstand, keine Stimme beunruhigte mehr die Partei in ihrer Siegestrunken-

heit, sie sprach und handelte im ganzen Reiche allein und konnte an die allgemeine Unterwerfung oder Zustimmung glauben. Auch war der Enthusiasmus der Fanatiker auf die höchste Spitze gestiegen. „Ihr seid,“ sagte Hugh Peters bei einer Predigt vor den Ueberbleibseln der beiden Häuser zu den Generalen: „Ihr seid wie Moses, dazu bestimmt, das Volk aus der ägyptischen Knechtschaft zu ziehen. Wie diese Bestimmung ausgeführt werden soll, ist mir noch nicht offenbart worden.“ Er legte den Kopf in seine Hände, beugte sich auf ein vor ihm liegendes Kissen nieder und fuhr, sich dann plötzlich aufrichtend, fort: „Hier, hier habe ich jetzt die Offenbarung, ich werde sie Euch mittheilen. Dieses Heer wird das Königthum ausrotten, nicht nur hier, sondern auch in Frankreich und in den übrigen Königreichen, welche uns umgeben, und dadurch wird es Euch aus Egyptenland führen. Man sagt, daß wir einen bisher beispiellosen Weg betreten. Was denkt Ihr von der Jungfrau Maria? Hat man vorher auch ein Beispiel gehabt, daß ein Weib ohne Gesellschaft eines Mannes empfangen könne? Dies ist eine Zeit, welche künftigen Geschlechtern zum Beispiel dienen wird.“ Und das der Partei angehörende Volk gab sich jubelnd diesem mystischen Stolze hin. Inmitten alles dieses Enthusiasmus, an demselben Tage, wo sich die letzten Ueberbleibsel der Presbyterianer aus dem Unterhause entfernten, nahm Cromwell in demselben wieder seinen Platz ein. „Gott ist mein Zeuge,“ wiederholte er überall, „daß ich von dem, was vor Kurzem in diesem Hause vorgegangen ist, nichts gewußt habe; da aber das Werk einmal ausgeführt ist, freue ich mich darüber und jetzt muß es aufrecht erhalten werden.“ Die Kammer empfing ihn mit den glänzendsten Beweisen der Dankbarkeit. Der Sprecher hielt eine offizielle Dankfagungsrede für den schottischen Feldzug an ihn, und als er die Sitzung verließ, schlug er seine Wohnung in Whitehall in den Gemächern des Königs auf. Am folgenden Tage bemächtigte sich das Heer der Kassen der verschiedenen Ausschüsse, da es, wie es sagte, gezwungen wäre, seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen, um dem Lande

nicht länger zur Last zu liegen. Drei Tage darauf schickte es unter dem Titel der „neuen Uebereinkunft des Volkes“ an Fairfax einen wie man sagt von Ireton abgefaßten republikanischen Regierungsplan und lud ihn ein, denselben im Generalrathe der Offiziere, die ihn sodann dem Parlamente überreichen würden, zur Besprechung vorzulegen. Unterdessen widerriefen die Gemeinen, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Lords um ihre Zustimmung zu ersuchen, alle in der letzten Zeit zu Gunsten des Friedens erfolgten Abstimmungen und erlassenen Akte, die Hindernisse für die Revolution hätten abgeben können. Endlich ließen wieder Bittschriften ein, daß man dem Könige, dem Einzigen, welcher die Schuld an dem vielen vergossenen Blute trage, den Prozeß machen möge, und vom Hauptquartier ging eine Truppenabtheilung nach Hurst-Castle ab, um ihn von dort nach Windsor zu bringen.

Am 17. December wurde Karl mitten in der Nacht durch das Knarren der Zugbrücke geweckt, welche sich senkte, um eine Schaar von Berittenen in den Schloßhof zu lassen. Einen Augenblick später war Alles wieder still. Karl aber war unruhig geworden und klingelte noch vor Tagesanbruch nach Herbert, der in dem anstoßenden Zimmer schlief. „Habt Ihr diese Nacht nichts gehört?“ fragte er ihn. „Ich habe das Fallen der Zugbrücke gehört,“ antwortete Herbert, „aber ohne Befehl des Königs, nicht zu ungeziemender Stunde mein Zimmer zu verlassen gewagt.“ — „Geht und erkundigt Euch, wer angekommen ist.“ Herbert entfernte sich und antwortete, als er bald darauf zurückkam: „Es ist der Oberst Harrison, Sire.“ Auf den Zügen des Königs zeigte sich plötzlich heftige Unruhe. „Seid Ihr ganz gewiß, daß es der Oberst Harrison ist?“ Herbert: Ich habe es vom Capitän Reynolds. — Der König: Dann glaube ich es. Habt Ihr aber den Obersten gesehen? — Herbert: „Nein, Sire.“ — Der König: „Und hat Euch Reynolds gesagt, weshalb er kommt?“ — „Ich habe alles Mögliche gethan, um es zu erfahren, aber die einzige Antwort, welche ich erlangen konnte,

war die, daß der Grund der Ankunft des Obersten bald bekannt werden würde.“ — Der König schickte Herbert wieder fort und als er ihn nach einer Stunde zurückrief, war er immer noch in tiefer Unruhe, in seinen Augen standen Thränen und seine Mienen waren höchst niedergeschlagen. „Verzeiht, Sire,“ sagte Herbert zu ihm, „aber ich bin bestürzt, Eure Majestät über diese Nachricht so bekümmert zu sehen.“ „Ich bin nicht erschrocken,“ antwortete Karl, „aber Ihr könnt nicht wissen, daß dieser Mensch der nämliche ist, welcher den Plan gemacht hatte, mich während der letzten Unterhandlungen zu ermorden. Ein Schreiben hat mich davon benachrichtigt. Ich erinnere mich weder ihn je gesehen noch ihm irgend ein Uebel zugefügt zu haben. Ich möchte nicht unvorbereitet sein. Dieser Ort ist zu einem solchen Verbrechen vollkommen geeignet. Kehrt zurück und erkundigt Euch noch einmal nach dem, was Harrison herführt. Diesmal war Herbert glücklicher und erfuhr, daß der Oberst komme, um den König in spätestens drei Tagen nach Windsor zu führen, wovon er sich beeilte, ihn zu benachrichtigen. Karl's Augen strahlten vor Freuden. „Das ist gut,“ sagte er, „sie werden also zugänglicher, Windsor ist ein Ort, wo es mir stets gefallen hat, ich werde dort für das, was ich hier gelitten, entschädigt werden.“

(Fortsetzung folgt.)

### Auf Ossians Grabe. \*)

Schweig, heulender Sturm!  
Brülle nicht, hallender Bergstrom!  
Nur du, Sohn des Felsens,  
Sende in mein lauschendes Ohr  
Balva's leiseren Silberton,  
Sein Gemurmel in der Ferne längs der  
Bergschlucht,

\*) Aus D. N. Johannes „Strandliedern.“ Marienwerder, Baumann. 1850.



Daß süßer Ton der Erinnerung  
An schönere Tage der Vorzeit  
Keine Lust in den Busen mir säusse.

Und du, nie alterndes Licht,  
Halb verschleiert durch die enteilende Wolke,  
Tritt hervor mit deinem reinen Strahl!  
Wenn dein holdseliger Blick  
Auf Morvens Fluren herabschaut  
Und das Dunkel der graujigen Nacht ver-  
scheucht:

Dann trocknet sich der Wehmuth Zähre,  
Und nicht mehr heult der West  
Von meinen Seufzern belastet. —

Ha! hier schlummert der Säng' von Kona,  
Hier unter diesem moosumgrüntem Hügel.  
Die Eiche, die als junger Sproß  
Seinem Gesange gelauscht,  
Schüttelt jetzt ihr greißig Haupt,  
Und vorbei murmelt der Bach,  
Der so oft seinen Speer sah,  
Wenn er, angelehnt an die Felswand,  
Ausruhte von dem Dunkel der Schlacht.

Ostian schlummert?  
Der Säng' der Schönheit schlummert?  
Nein!  
Noch lebt sein gepriesener Name!  
Im Gesange seiner Barden,  
Noch wandelt sein lustiger Geist  
Auf den Fittigen jener Abendwolke,  
Von sanftsäuselnden Winden getragen.

Ah, Ostian, Strahl des Lichts!  
Nimmer erlischt dein Glanz.  
Durch die sturmbezügelter Nacht  
Schimmerst du hell am blauen Himmel  
Dem müden Wogensohn; er schaut nach dir,  
Und himmlische Wonne sprudelt  
In seine bewegte Brust. —

O wie laut braust gleich dem Nordsturm von  
der Felswand  
Mit rauschendem Gemurm'el der Bergstrom  
Deines Gesangs von den Helden der Vorzeit!  
Schöner wogt auf dem spiegelnden See,  
Durch des Mondes Strahlen hold geröthet,  
Dein Gesang von des Mädchens Liebe!  
Am tiefsten flutet,  
Von hohlen Westen wehmuthsvoll begleitet,  
Das Meer deines Klagegesangs! —

Auch ich höre in meiner Brust  
Den sprudelnden Bergstrom;

Aber nur wie aus der Ferne  
Weht mir der Ost ein lächelndes Gemurm'el zu.  
Auch ich seh' in meinem Herzen  
Den röthlich blinkenden See;  
Aber dem trüben Auge  
Dunkelt Nebel den fernen Glanz.  
Und des Klagegesangs tiefere Meeresflut  
Ueberströmt mein innerstes Eiland! —

Süßes Bild schönerer Zeiten,  
Entflieh mit dem heulenden Nord! —  
Kannst du für immer entfliehn?  
Weh, kaum bist du fort,  
Da naht in eine Wolke eingehüllt  
Ostians Geist mir wieder  
Vom kühlen, schaumumsäumten Meerestade her.  
Die Bäume schütteln ihr Haupt,  
Das Laub entweht der Herbststurm,  
Stärker entflürzt der Waldstrom,  
Der Mond entflieht hinter die Wolke,  
Und durch die Dämmerung der schweigenden  
Nacht  
Säuselt mir des heiligen Sängers Geist  
in's Ohr.

Nun stört mich nichts  
In meinen süßen Träumen!

### U t = U p s a l a .

Freudig begrüß' ich dich, Upsala,  
Bragors geweihte Stadt.  
Dein Dom schaut in die Wolken,  
Dein Ruhm fliegt über sie hinaus. —

Soll ich die Jünger der Weisheit,  
Die mit rüstiger Kraft  
Gutes und Schönes schaffen,  
Soll ich die Schätze des Alterthums,  
Soll ich Vinné's heilige Stätte  
Oder (dem Deutschen ziemte es wohl!)  
Ufsila's heiliges Denkmal singen? —

Sigtuna, ich habe gesehn  
Die moosumgrüntem Trümmer deiner Mauern,  
Zeugen der geflügelten Tage,  
An des murmelnden See's Gestade!  
Darum hebt sich am Freudigsten  
Des Jünglings flatternder Geist  
Zu den Göttern der Urväter empor.  
Nicht die Stadt mit ihren Schätzen,

Nicht die Morastein' auf der grünen Wiese  
 Hemmen den besflügelten Fuß.  
 Nach Alt-Upsala wandern  
 Heißt mich die warme Brust.

Drei Hügel schauen empor,  
 Zu ihren Füßen der Kirche Gemäuer,  
 Mit dem grünenden Haupte,  
 Und winken aus der Ferne.  
 Wie? Was schaut mein Auge?  
 Schwebt nicht dort auf dem flüchtigen Sleinper  
 Der mächtige Gott?  
 Kommt er aus den Segnungen Balhallas  
 Oder dem Rathe der Asen?  
 Vor ihm rollt auf seinem Wagen,  
 Den Mühlner in der eisernen Hand,  
 Der Herrscher von Thrudheim;  
 Und zwischen beiden schwebt,  
 Enteilt den Hallen Wingolfs,  
 Liebliches Blickes Frigga  
 Auf ihrem Sternenthronen.  
 Wie? Schwebt Schimmer vor dem Auge mir?  
 Träumt mein ahnender Geist?  
 Sie grüßen, sie winken, sie eilen näher — —

Ah, die goldgesäumten Wolken fliehn,  
 Es hellt sich mein Blick,  
 Die Götter sind hinuntergesunken  
 In ihrer Hügel Grab.

Waret auch ihr sterblich?  
 Muß auch euch die kühle Gruft umfassen? —  
 Nur Allvater ist ewig,  
 Alles andere Staub!  
 Wie die enteilenden Wolken,  
 Wie die besflügelten Tage,  
 So vergeht ihr Sohn  
 Mit seinen Göttern. —

Blumen pflück' ich auf eurem Grabe,  
 Götter der Vorzeit,  
 Und bringe den Gruß von euch  
 Dem fernen Vaterlande.

### Meeresfarben.

Die Pracht der schönsten Farben schmückt, o  
 heil'ges Meer,  
 Dein ewig Spiel der Wogenflut, o hohes  
 Meer!  
 Mit holdem Strahl beleuchtet noch der Sil-  
 bermond  
 Die stille Welle, und du ruhst, o weißes  
 Meer!  
 Da taucht er müde nieder, und rings dunkelt sich  
 Im Graun der Nacht der Wellenschaar, o  
 graues Meer! —  
 Der frische Morgen dämmert nun im Osten auf  
 Und meldet seine Königin, o grünes Meer!  
 Da steigt sie aus dem kühlen Wellenbade froh  
 Und küßt dich liebend aus dem Schlaf, o  
 rothes Meer! —  
 Mit heitrer Klarheit schaut der blaue Himmel jetzt  
 In deinen Spiegel sanft herab, o blaues  
 Meer!  
 Doch bald, so braust die Wolke, die den Don-  
 ner trägt,  
 Mit ihrer Macht im Flug heran, o schwar-  
 zes Meer!  
 Nun peitscht der Sturm die Woge, daß sie  
 schäumend tanzt,  
 Und alle Farben dienen dir, o heil'ges  
 Meer!

## B e n i l l e t o n .

**Schreckliche Enthüllung in Ber-  
 lin.** Nach dem Attentate auf den König von  
 Preußen bekamen die Constabler in Berlin  
 volle Arbeit, indem sie an vielen Orten Haus-  
 suchungen thun, ja selbst Nachgrabungen vor-  
 nehmen mußten, um verborgene Waffen, Kriegs-  
 munition u. s. w. aufzuspüren. Auch in dem  
 Keller einer Maschinenbau-Werkstatt hatten die  
 kühnen Constabler lange vergebens gegraben,  
 als endlich ein Ausruf der Ueberraschung aus  
 ihrer Mitte ertönte, und ihre loyalen Herzen

hörbar klopfen machte. Ein Spaten war auf  
 Eisen gestoßen. Handgranaten, Hochverrath und  
 Königsmord, Säbel, Pistolen, Kettenkugeln,  
 Höllenmaschinen hatte die Phantasie der prä-  
 niendurftigen Constabler bereits entdeckt. Tele-  
 graphische Depeschen rasen durch die Stadt, an  
 Hinkeldes und Manteuffel von dem Kunde im  
 Keller. Die Spaten wüthen förmlich bereits  
 tief im Innern der Erde, um den Schatz zu  
 heben. Endlich — endlich war er heraus —  
 eine monströse, geheimnißvolle Höllenmaschine,

deren Construction sich die Constabler lange nicht erklären konnten, bis Hinkeldy mit schweißtriefenden Roffen endlich selbst ankam und mit eignem Kennerblick erkannte, daß das ausgegrabene verrostete Eisenblech aus nichts bestand, als aus den irdischen Ueberresten einer längst dahingeschiedenen — Kaffeetrommel.

**Eine Gaunergesellschaft.** Bei dem Kreisgericht in Spandau fand in der vergangenen Woche vier Tage hindurch eine öffentliche Gerichtsverhandlung gegen eine höchst gefährliche Gaunergesellschaft statt, welche trotz aller ergangenen Warnungen noch immer gegen unerfahrene Landleute ihr Wesen zu treiben vermocht hat. Neun bis zehn Handelsleute, meist jüdischer Confession, aus der Gegend von Nauen und Liebenwalde, hatten sich vollständig gewerbsmäßig zu folgendem Treiben verbunden, auf welches die öffentlichen Blätter nicht genug aufmerksam machen können. Sobald dieselben erfahren hatten, daß ein Landmann sein Grundstück verkaufen wolle, so trat einer der Gauner als Commissionär auf, versprach die Beschaffung eines Käufers und ließ sich einen Schuldschein ausstellen, daß, sobald ein Verkauf abgeschlossen sei, 100 Thlr. Maklergebühren gezahlt würden. Bald darauf erschien auch der Commissionär mit einem Herrn in einer Equipage, der als Käufer und reicher Mann vorgestellt wurde und einen guten Preis bewilligte. Der Commissionär machte den Rathgeber des Bauern und drang darauf, daß dieser zu seiner Sicherheit etwas Schriftliches erhalte. In der Punctation, welche nunmehr abgeschlossen wurde, wurden jedes Mal zwei Bedingungen aufgenommen, in welchen eben der Betrug steckte und deren Gefährlichkeit der unerfahrene Landmann nicht merkte. Es wurde nämlich stipulirt, daß die Uebergabe des Guts bereits als vollzogen angesehen werde (daß also das Gut sofort geräumt werden müsse) und daß das Kaufgeld erst nach einigen Wochen zu zahlen sei, daß inzwischen aber keine Sicherstellung, namentlich keine hypothekarische Eintragung desselben verlangt würde (so daß der gewöhnlich längst insolvente Käufer inzwischen das Grundstück ruhig weiter verkaufen konnte). Einige Tage nach Abschluß dieser Punctation erscheint bei dem Bauer nun der dritte Gauner, tritt unter irgend einem Vorwande als Freund des Bauers auf, macht diesen darauf aufmerksam, daß er um sein ganzes Gut betrogen. Dieser dritte Gauner erbietet sich, gegen eine Belohnung von 50 Thlrn. die Sache dahin in Ordnung zu bringen, daß der geprellte Bauer wenigstens

mit einigen Hundert Thalern Abstandsgeld davonkommt und seine Unterschrift zurück empfing. Wirklich gelingt dies auch bald, der Bauer zahlt das Abstandsgeld und mit Freuden an den dritten Gauner den Lohn für dessen Bemühungen. Zuletzt tritt noch der erste Gauner auf, welcher als Commissionär fungirt hat und fordert die ihm für den Fall eines Verkaufs schriftlich versprochenen 100 Thlr. Maklergebühren, da es nicht darauf ankommen könne, ob der Verkauf günstig gewesen und zurückgegangen sei, oder nicht. Der ganze Erlös wurde dann von der Gaunergesellschaft getheilt. — Solche Betrügereien sind in der Mark Brandenburg schon hundert von Malen geglückt. In der vorliegenden Untersuchung kamen an 8 solcher Fälle zur Erörterung. Sämmtliche Angeklagten wurden für schuldig, mit Ausnahme von 2, erklärt und zu Zuchthausstrafen von 3 Monat bis zu 2 Jahren verurtheilt. Einer der Angeklagten gab auf die Frage des Gerichts, ob er Vermögen habe und wo solches sei, die naive Erklärung ab, daß er 5000 Thlr. Vermögen habe, daß er sich aber hüten werde, dem Gericht den Verbleib desselben mitzutheilen.

**Soldaten-Exceß.** Auch in Hannover ist dieser Zeit von Seiten eines Soldaten eine Rohheit vorgekommen, welche den gerechtesten öffentlichen Tadel verdient. Ein Schlachtermeister, Namens Grotensend, besaß einen sehr werthvollen Hund, für den ihm bereits 50 Thlr. geboten waren, und welcher bei der ganzen Nachbarschaft, bei Jung und Alt beliebt war, vorzüglich bei den Kindern, denn er war ein sehr sanftes Thier. Eines Morgens läuft er auf den Hof des Kriegsministerialgebäudes, und wird bei seiner Rückkehr von dort auf die Straße von dem vor dem Kriegsministerium auf Posten stehenden Grenadier angefallen, welcher, von Mordlust ergriffen, ihm das Bajonnet zweimal in den Leib rennt, so daß das gute Thier, im Hause seines Herrn angekommen, blutend zur Erde stürzt. Trotz aller möglichen Bemühungen eines Thierarztes starb der Hund am dritten Tage. Der Soldat ist sofort in Untersuchung gezogen und befindet sich noch in Haft, woraus hervorgeht, daß man in Hannover das Leben eines Hundes höher schätzt, wie in Preußen das Leben eines Menschen, denn in Preußen dürfen ja bekannter Weise die Herrlichen ihre Waffen ungestraft in Menschenblut tauchen.

**Die Offiziere von Landau** haben zu Gericht gesessen. Auf der Madenburg bei Eschbach in der Pfalz steht ein Stein, wohl 14 Centner schwer, welcher zu Ehren Robert

Blum's gesetzt ist. Dieser verruchte Stein existirt nicht mehr: die genannten Offiziere, zu einer Lustparthie auf der Madenburg versammelt, haben erst die Inschrift zerschlagen, dann den Stein selbst den Berg hinuntergewälzt.

**Habsburger Dank.** Windischgrätz hat für den Kaiser von Oestreich Prag und Wien bombardirt und ist dann — aus Gesundheitsrückichten entlassen worden.

Vater Welden, der Standrechts-Commandant von Wien, ist aus Gesundheitsrückichten entlassen worden.

Der Minister Stadion, der dem Kaiser alles, selbst seine Ehre und Ueberzeugung geopfert, ist aus Gesundheitsrückichten entlassen worden.

Sein Nachfolger, der Minister Gordon, ist aus Gesundheitsrückichten entlassen worden.

Der alte Radetzky, der durch seine „fidele Humanität“ den Habsburgern Italien eroberte, hat seine Demission eingereicht und ist aus Gesundheitsrückichten entlassen worden.

Selbst Haynau und Jellachich stehen im Verdacht demokratischer Sympathieen (!!!) und nicht lange, so wird man lesen, sie seien aus Gesundheitsrückichten entlassen worden.

Im Privatleben nennt man solchen Dank einen Teufelsdank.

**Wellington's Hofen.** Die als Schriftstellerin über Gartenkunde bekannte Madame London schrieb kürzlich an den Herzog von Wellington um die Erlaubniß, seine berühmte Buchenpflanzung besichtigen zu dürfen. Der Herzog nimmt den Brief, liest aber die Unterschrift C. J. London und entziffert das Wort beeches (Buche) was durch ein Spritzen der Feder undeutlich ist, in breeches (Beinkleider). Das Ergebniß dieser Interpretation ist, „daß der Bischof von London an ihn geschrieben, um seine Beinkleider zu erhalten.“ Der Herzog ist zwar etwas verwundert, vermuthet jedoch, sein bewährter Freund beabsichtige ein genaues Porträt von ihm malen zu lassen und verlange dazu die Beinkleider, welche Wellington bei Waterloo getragen habe. Er schickt ihm also dieselben mit einem kurzen Billet. Der Prälat ist nicht wenig erstaunt, und kommt auf die peinliche Vermuthung, der berühmte Veteran sei etwas unklar in seinem Geiste geworden. Er begibt sich demnach zum Premierminister Lord J. Russell, um diesem

seine Besorgniß mitzutheilen. Unterdeß hat aber auch Wellington über die Sache nachgedacht, und er begibt sich gleichfalls zu Lord Russell, um ihn von dem Geisteszustande eines der Hauptwürendenträger der Kirche zu unterrichten. Glücklicherweise traf er hier seinen verehrten Freund, und eine genauere Besichtigung des Briefes klärte den Irrthum auf, worauf denn das Quiproquo mit einem äußerst verbindlichen Billet an Madame London endete.

**Coselli.** Eines Abends sollte Coselli, einer der größten Baritonisten, auf einem Theater in Neapel in der „Barisina“ singen. Das Haus war überfüllt und im Voraus höchste Preise bezahlt worden. Einige Stunden vor Beginn erfuhr der Künstler den Tod seines Vaters. — Durch diese schreckliche Nachricht erschüttert, machte er dem Direktor von der Trauernachricht Mittheilung. Dieser beklagte ihn aufrichtig, fügte jedoch hinzu, daß ein Aufschub unmöglich sei. Die Einnahme war nicht allein schon eincassirt, sondern auch zu Gunsten der dringendsten Gläubiger theilweise darüber versüßt. Der Künstler, von Schmerz niedergebengt, sollte sich ankleiden und erscheinen. Das Publikum wußte nichts von dem Unglück, das den beliebten Künstler betroffen hatte und empfing ihn, wie gewöhnlich mit einem dreimaligen Beifallssturm. Der Unglückliche versuchte nun zu singen, aber seine Stimme versagte, seine Kräfte verließen ihn. Anfangs war das Publikum erstaunt, dann ließ sich Murren, zuletzt Pfeifen vernehmen. Coselli hielt sich nun nicht länger; er schluchzte und sich dem Orchester nähernd, sprach er zu der Versammlung: „Meine Herren, verzeihen Sie, daß ich falsch gesungen; aber ich habe so eben meinen Vater verloren.“ — Keine Feder vermag den schmerzlichen Eindruck zu beschreiben, welchen diese Worte auf die Versammelten hervorbrachten. Man befahl den Vorhang fallen zu lassen und beeilte sich, in Massen bei dem Künstler zu condoliren, man verlangte, daß ihm ein langer Urlaub bewilligt werde und als er nach den ersten Trauertagen wieder erschien, bewies ihm der verlängerte Beifallsruf, daß, so große Bewunderung man auch stets für sein Talent gehabt habe, dieselbe durch die Sympathieen, welche seine jetzige Lage einflößten, noch vergrößert war.

---

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

---

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.